

Öffentlich, bitte?! Positionen und Reflexionen einer Soziologie zwischen Öffentlichkeit und geschlossener Gesellschaft

Von Jana Fritsche

„Geschlossene Gesellschaften“ – das Thema des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie könnte kaum offener oder auch aktueller formuliert sein. Schnell kommen im Angesicht des oftmals bereits als *annus horribilis* bezeichneten Jahres 2016 die Debatten um den Ein- oder Ausschluss geflüchteter Menschen, Auseinandersetzungen um Mauerbauten und zu kappenden Handelsabkommen in den Sinn – Aufhänger, die die DGS bei der Vorstellung des Themas auf ihrer Homepage ebenso benutzte wie ihr Vorsitzender Stephan Lessenich bei seiner Eröffnungsrede. Doch schnell werden gerade auch ambivalente Dynamiken von Geschlossenheit stets in Bezug zu Offenheit thematisiert – Schließungs- wie Öffnungsprozesse, die die Soziologie seit je in ihrer Komplexität zu beschreiben versucht. Die Soziologie selbst ist von ebendiesen Dynamiken nicht ausgenommen und es scheint, dass die Rolle der soziologischen Wissenschaft im Hinblick auf ihre Öffentlichkeit außerhalb des akademischen Dunstkreises zunehmend diskutiert wird – hauptsächlich jedoch *nach* den jeweiligen Kongressen. Dabei wirkt der Titel des Kongresses nicht nur wie eine schlichte Überschrift, sondern auch wie ein Programm: So liest beispielsweise Andreas Diekmann in der *Süddeutschen Zeitung* das Thema „Geschlossene Gesellschaften“ als ernst gemeinte Selbstbeschreibung des Faches, sich „in einer rapide wandelnden Welt der Wissenschaft, beharrlich und konservativ von anderen Disziplinen“ (Diekmann 2016) abzugrenzen und auch Gerhard Schulze beschreibt in der *Neuen Zürcher Zeitung* den Kongress eher als Veranstaltung von Insidern für Insider, während die Outsider gar schon „versteckte Soziologieverweigerung“ (Schulze 2016) betreiben. Verhärtete Fronten zwischen der Fachdisziplin und der außerakademischen Öffentlichkeit? Die Soziologie – eine geschlossene Gesellschaft?

Geschlossenheit nach außen (?)

Trotz alledem scheinen nicht allzu viele Soziologinnen und Soziologen nachts wach vor Sorge zu liegen, ihr Fach erhalte nicht genügend Aufmerksamkeit und mediale Präsenz. Denn wo sich die Interessierten beispielsweise in einem Panel der Sektion Wissenssoziologie – „50 Jahre Parallelentwicklung: Die wissenschaftlichen Grundlegungen von Peter L. Berger/Thomas Luckmann und Michel Foucault im Vergleich“ – gar auf dem Fußboden sitzend drängen oder auch in der Ad-hoc-Gruppe „Offene Räume und geschlossene Sinnsysteme. Inszenierungslogiken und -effekte in Kirche, Kaufhaus, Kunstmuseum“ sich noch auf den allerletzten Stehplatz hinter der Tür quetschen, herrscht in der Ad-hoc-Gruppe zum Thema „Öffentliche Soziologie: Die Soziologie und ihre Publika“ erstaunlicherweise Überschaubarkeit. Neben dem Moderator und den Vortragenden ist es eine kleine Gruppe, gerade eine Handvoll Interessierte, die sich gemächlich, ohne klaustrophobische Anwandlungen und drohenden Sauerstoffmangel in dem Seminarraum ausbreitet.

Gar unter Wendung des Trumpschen Slogans „Make sociology great again“ – einem in mir eher Unmut erzeugenden Ausdruck – gehen *Vincent Gengnagel* und *Alexander Hirschfeld* auf die Dimensionen von Machtansprüchen und habituellen Ausprägungen im akademischen, genauer im soziologischen Feld ein. Dabei konstatieren die beiden eine Entwicklung der Soziologie von einer Leit- hin zu einer Begleitwissenschaft und schließen damit an gängige, keineswegs neue Diagnosen an. Doch die Schwierigkeiten bei der gegenseitigen Verständigung von Soziologie und Öffentlichkeit basieren nicht etwa (nur) auf schwer verständlichen Grundbegriffen und inhaltlichen komplexen Zusammenhängen, sondern – und damit sprechen die Referenten ein aus ihrer Sicht höchst tabuisiertes Thema innerhalb des Faches an – auch

Soziale Welt 68 (2017), S. 119 – 123, DOI: 10.5771/0038-6073-2017-1-119

auf Persönlichkeitsmerkmalen, die aus einem soziologischen Habitus resultieren: Die Verständlichkeit für die breitere Öffentlichkeit sowie die mediale Verankerung scheitern oft genug an medial bzw. öffentlich unzureichend vermittelbaren Persönlichkeiten. *Jasper Korte* nähert sich der Diskussion dagegen mit Hilfe empirischer Daten deskriptiv und untersucht die mediale Berichterstattung zwischen den Jahren 2002 und 2013 hinsichtlich eines Aufkommens soziologischer Artikel, Berichte sowie Interviews. Die Kontrastfolie bilden zudem Disziplinen wie die Ökonomie, Physik und Ethnologie. Auch wenn die Auswahl der Stichprobe sicher immer gewissen Einschränkungen unterliegt, konnte Korte doch eindrücklich aufzeigen, dass sich in der öffentlichen Berichterstattung prinzipiell jeden Tag etwas von der und über die Soziologie finden lässt. Und auch hier ist es letztlich wieder der Hinweis auf Persönlichkeit: Kortes These, die sich aus seinen Beobachtungen ziehen lässt, vermutet eine Präsenz der Soziologie, die eher durch Einzelpersonen ausgedrückt wird, während beispielsweise ‚die‘ Physik meist als ganze (geschlossene) Disziplin in Erscheinung tritt. *Robert Jende* möchte dahingehend selbst konkreter werden und entwirft das Programm einer ‚performativen Soziologie‘. Angeleitet durch die Frage, wie man eigentlich öffentliche Soziologie wirklich ‚macht‘, empfiehlt Jende eine Soziologie als Performance, mit der zugleich Gesellschaft vollzogen wird: Doing society by doing sociology. So weit, so bekannt, dass selbst Soziologinnen und Soziologen nicht davor gefeit sind, außerhalb ihres Gegenstandes ebendieses beobachten zu können. Unweigerlich immer darin verstrickt ist Soziologie immer auch Gesellschaft, vollzieht sich in und durch Gesellschaft. Doch Jende ist diese Einsicht zu wenig: Gesellschaft sollte auch Soziologie vollziehen und wir, als Soziologie-Betreibende, sollten sie dazu anhalten – etwa mit Krisenexperimenten oder durch Veranstaltung eines ‚Soziologie-Zirkus‘. Schnell war die Frage im Raum: Was und wie sagt das den Leuten, der Öffentlichkeit, etwas über soziologische Inhalte aus? Möchte man nach einem Verwirrung stiftenden Akt auf einem öffentlichen Platz, der auch der Performancekunst zugerechnet werden könnte, eine lehrreiche Erläuterung dessen, was da gerade passiert ist? Kann die Soziologin komplexe wissenschaftliche Inhalte am Trapez ‚vorturnen‘? Das Programm einer performativen Soziologie nach Jende erscheint wie ein Nilpferd in der Zirkusmanege: Ästhetisch interessant, aber konkret-praktisch nicht besonders anschlussfähig oder gar zumutbar. Nach diesen theoretischen Überlegungen, empirischen Untersuchungen und Fantasien stellt *Sabrina Zajak* schließlich Praxis im Vollzug vor: In einem Forschungsprojekt mit Studierenden zum öffentlichen Engagement in der Geflüchtetenhilfe werden schnell alte Fragen im Umgang mit Öffentlichkeit zu konkreten Problemen. Der Bericht Zajaks ist nicht durchdrungen von Erfolgsgeschichten, sondern vor allem eine schillernde Präsentation von Schwierigkeiten, hauptsächlich organisatorischer Art. Damit möchte sie jedoch gerade nicht entmutigen, sondern ganz im Gegenteil dazu aufrufen, sich auf solche partizipativen Forschungsseminare einzulassen. Wem schade ich eventuell mit meiner Forschung? Welche Ergebnisse könnten in ‚falsche‘ Hände geraten, etwa wenn es um nicht ganz geklärte Bedingungen von Aufenthaltsstatus oder Abschieberegelungen geht? Wie erhalte ich trotz aller Skepsis auf Seiten der zu Befragenden stichhaltige Daten, ergiebige Gespräche, ergebnisreiche Diskussionen? Wer nutzt meine Forschung als Bühne? An diesen kleinteiligeren Fragen, entlang eines konkreten Forschungsseminars skizziert, werden meines Erachtens die ganz unterschiedlichen Perspektiven auf die Thematik des Spannungsfeldes Soziologie und Öffentlichkeit deutlich klarer als in einem schlichten Plädoyer für oder gegen eine öffentliche Positionierung. Während sich *Heinz Bude*, diesjähriger Preisträger für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie, dezidiert dafür ausspricht, sich als Soziologe öffentlich positionieren zu *müssen*, um am Diskurs teilzunehmen und diesen nicht nur zu beobachten, weist *Annette Treibel* auch auf die Kehrseite der Medaille hin, die oftmals mit Gewaltandrohungen verbunden ist, die an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gerichtet sind – ein Phänomen, welches gerade auch aus der Genderforschung bekannt ist. Angesichts dessen spricht viel für die These, die sich in der Ad-hoc-Gruppe zu erhärten begann: Dass Soziologie in der öffentlichen Wahrnehmung mehr Sache von einzelnen

Personen und auf ebendiese zurückzuführen sei – nicht auf eine ganze Fachdisziplin. Es steht also Aussage gegen Aussage – auf der einen Seite scheint die Soziologie durchaus in der Öffentlichkeit präsent zu sein, auf der anderen Seite sind die Auseinandersetzungen um die Rolle der Soziologie in ebendieser Öffentlichkeit auch als Symptom dafür zu sehen, dass diese Aufmerksamkeit nach wie vor zu gering oder mindestens mangelhaft erscheint, die öffentliche Rolle der Soziologie zudem keineswegs als geklärt wahrgenommen wird. In einem thematischen Panel zur regen fachinternen Auseinandersetzung auf dem Kongress selbst jedoch „guckt kein Schwein“ (Nassehi 2012; Herv. i. Orig.) – oder zumindest nur wenige.

Geschlossenheit nach innen (?)

Dass die Rollen auch innerhalb der DGS keineswegs klar sind, macht die erstmals stattfindende Mittelbauversammlung auf dem DGS-Kongress deutlich. Auf Anregungen und Forderungen der Initiative „Für gute Arbeit in der Wissenschaft“, die auch schon durch einen offenen Brief auf dem Kongress 2014 in Erscheinung trat, sollten die Mitglieder des Mittelbaus gemeinsam ausdiskutieren, welchen Standpunkt sie bezüglich der Forderung nach Vertreterinnen und Vertretern des Mittelbaus im Vorstand und im Konzil der DGS geschlossen einnehmen wollen bzw. können. Klar wurde weder der Ablauf der Veranstaltung noch das Ergebnis. Eine Mittelbauversammlung, zu der zunächst offen ein jeder und eine jede sagen kann, was ihm oder ihr seit Jahren befristeter Verträge und gefrusteter Arbeitsbewältigung auf der Seele brennt, klingt zunächst nach einer romantischen Vorstellung einer neuen Bewegung, führte aber zu keinen weitreichend produktiven Ergebnissen. Die zu Beginn aufgeworfenen Fragen nach einer Verstärkung der Versammlung auf zukünftigen Kongressen oder nach weiteren Meinungen zur möglichen Kandidatur von Mittelbaumitgliedern blieben als nach wie vor offene Fragen stehen. Eine organisierte Reihenfolge bezüglich der Darstellung der Arbeit der Initiative, ihren Forderungen, bisherigen Ergebnissen und einer anschließenden, auf diesen ‚Daten‘ beruhenden Diskussion hätte vermutlich mehr und auch ergiebiger Wortbeiträgen zur Folge gehabt als ein gänzlich offenes Drauflos, klingt aber deutlich weniger revolutionär. Der so häufig geäußerte Wunsch nach mehr Diskussion wurde hier vielleicht sogar für manche Wirklichkeit. Inwiefern diese eher von allgemeiner Verwirrung geprägte Versammlung jedoch dahingehend zielführend war, dass der Vorschlag der Initiative, auch Kandidatinnen und Kandidaten aus dem Mittelbau zur DGS-Gremienwahl aufstellen zu lassen, durchgesetzt wird, kann man letztlich kaum beurteilen – auch nicht an der Tatsache, dass dies nun für die Gremienwahl 2017 tatsächlich der Fall sein wird.

Die fachlichen Diskussionen innerhalb der Panels sind, insofern man auch die Berichte der vorherigen DGS-Kongresse in Betracht zieht, wie gewohnt geschlossen, von Einigkeit und wenigen Kontroversen geprägt. Das haben wohl beispielsweise auch die Vortragenden *Janosch Schobin* und *Ana Cardenas* in der Ad-hoc-Gruppe „Was ist neu an der Digitalisierung? Beiträge zu einer materialitätssensiblen Theoriebildung“ im Sinn und inszenieren für ihren gemeinsamen Vortrag ein Streitgespräch, um überhaupt einmal wieder Positionen gegenüber zu stellen. Während Schobin die technologische Entwicklung von Computer-Software vor allem entlang des Begriffs der Spielifizierung nachzeichnet, macht Cardenas anschließend auf die veränderten Leiberfahrungen durch Interfaces, Möglichkeiten der Speicherung und Wiederholbarkeit aufmerksam; der Körper in konstanter Verfügbarkeit ist nun auch als Arbeitskraft neuartig mobil und kontrollierbar. Handlungsabbrüche ‚passieren‘ nicht mehr nur, sie müssen nun vielmehr durch aktiven Widerstand herbeigeführt werden – ist das neu an der Digitalisierung? Auch in den weiteren Beiträgen des Panels, das an dieser Stelle nur exemplarisch für die vielen weiteren Vorträge aufgeführt werden kann, ziehen sich wieder die altbekannten theoretischen Figuren der Kontrollierbarkeit – vor allem von Körpern – durch Digitalisierung sowie der permanenten Unabgeschlossenheit, gerade durch technische ‚feedback loops‘. Eine Ausnahme ist jedoch trotzdem zu verzeichnen: Eher frei assoziierend referiert *Paul Eise-*

wicht unter Zuhilfenahme der beinahe in Vergessenheit geratenen *Tafel* über methodische (Un-)Möglichkeiten und Herausforderungen der soziologischen Untersuchungen digitalen Lebens. Auch wenn die Inhalte zumindest mir bis heute nicht ganz klar geworden sind, muss Eisewichts Vortrag allein schon unter performativen Aspekten hervorgehoben werden, gekonnt mit Kreide und gänzlich ohne Powerpoint-Folien eindrücklich über Phänomene der Digitalisierung, über die Bedeutung von zwinkernden Emojis nach bestimmten Sätzen und die ethnografischen Schwierigkeiten, Postings nachzuvollziehen, die jederzeit wieder gelöscht werden können, zu sprechen.

Nun könnte man die ewig währende Kritik anführen, die sich auch schon in den zahlreichen Berichten zu den vergangenen Kongressen wiederfinden lässt, nach der ‚die‘ DGS wieder einmal zu wenig für Diskussion gesorgt hatte (vgl. beispielsweise Schmitt 2015; Gregor 2013). Ähnlich wie in der Mittelbausitzung scheinen viele eine Sache zu vergessen: Dass ‚die‘ DGS nicht nur den Vorstand und das Konzil beinhaltet, sondern erst die zahlreichen Mitglieder die DGS bilden. Hier scheint sich das Blatt der öffentlichen Wahrnehmung einzelner Soziologie betreibender Personen umzukehren, wonach sich ebendiese Personen fachintern zu einer einzigen Masse vermengen und sich hinter ‚der‘ DGS verstecken. Dabei ist es auch abgelehnten Paper-Schreibenden nicht verwehrt, dennoch zum Kongress zu reisen und gerade dort die eigenen Ansichten in entsprechenden Panels zur Diskussion zu stellen. An der gewünschten öffentlichen Wahrnehmung kann ‚die‘ DGS zumal nicht alleine wirken, sondern ist ebenfalls auf die Zuarbeit und (öffentliche) Aktivität ihrer Mitglieder angewiesen. In den Panels sind es jedoch meist immer wieder dieselben Gesichter, die Wortbeiträge anmelden und diskutieren. Gerade die Mehrheit der Teilnehmenden, der Kritikerinnen und Kritiker befinden sich in der passiven Zuschauendenrolle. Das beweist gerade dem wissenschaftlichen Nachwuchs: So viel anders als in universitären Bachelor-Seminaren läuft auch ein ‚großer‘ Kongress nicht ab, auch hier wird nur (meist von denselben wenigen Personen) mit Wasser gekocht.

Ambivalente Membranen

Nach außen wie nach innen erweckt die Soziologie den Anschein einer geschlossenen Gesellschaft. Nach außen erscheint sie wohl eher elitär, nach innen hin unproduktiv aufgrund ihrer beständigen Einigkeit. Mehr geschlossenes Auftreten nach außen und Offenheit bezüglich Diskussionen und Auseinandersetzungen in den internen Debatten zu fordern, wäre eine allzu einfache Lösung. Dabei konnte man ja am eigenen Forschungsgegenstand lernen, dass sich eindeutige Ursachen und konsequente Folgen nur bedingt berechnen lassen. So müssen Einzelne die Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse unter ethischen Aspekten womöglich gut bedenken, während ‚die‘ DGS beispielsweise öffentlich zugänglich Arbeiten von Soziologinnen und Soziologen zur Flucht-Thematik zusammengetragen hat, die in Artikeln und Interviews außerakademischer Kontexte vorgekommen sind (vgl. DGS 2016). Ob eine grundlegende Regelung oder ein verbindliches Paradigma für den Umgang mit breiter Öffentlichkeit gefunden werden muss oder überhaupt kann, sei dahingestellt. Es wäre jedoch – vielleicht für den kommenden Kongress 2018 in Göttingen – wünschenswert, dass dieses Thema nicht nur Einzelne diskutieren oder erst nach dem Kongress in etlichen Berichten bearbeiten. Gerade etwaige Erfahrungsberichte und ein Austausch zu empirischen Begebenheiten im Forschungs- wie Lehrbetrieb untereinander können gute Anhaltspunkte für einen eigenen Standpunkt auch darüber liefern, wie mit eigener Forschung umzugehen ist. Da die Soziologie aufgrund enormer Theorien- und Methodenvielfalt keinen einheitlichen Organismus darstellt, sind möglicherweise auch die einzelnen Membranen dieses eher plural zusammengesetzten Zellhaufens unterschiedlich ausgestattet: Wo die einen sich fundiert positionieren können, können andere auf ihre eigenen fachinternen Begriffe setzen, die als wissenschaftliches Instrumentarium nicht von einer breiten Öffentlichkeit verstanden werden müssen. Wo soziologische Erkenntnisse ohne normativen Anspruch politische Konsequenzen haben können, versuchen andere, das

Politische aus ihrer empirischen Untersuchung fernzuhalten. Selbstbewusst darf die Soziologie den Titel „Geschlossene Gesellschaften“ doch auch selbst mit ironischem Augenzwinkern verwenden. Meines Erachtens allerdings dezidiert zu verhindern ist, dass das Postfaktische auch in die Soziologie Einzug hält. Gerade bei der Thematik um öffentliche Wahrnehmung wird – ganz genau: viel *wahrgenommen*. Dagegen erscheinen mir Kongresse und Zusammenkünfte, bei denen nach wie vor empirische Ergebnisse und fundierte theoretische Überlegungen zusammengetragen werden, schlichtweg mindestens fundamental, um das ‚Gefühl‘ weiterhin als einen Beobachtungsgegenstand von zunehmender Aufmerksamkeit (Stichwort affective turn) und nicht als Forschungsprogramm zu behandeln.

Literatur

- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (2016): Beiträge in Deutschland tätiger Soziologinnen und Soziologen zum Thema Flucht, Januar 2015 bis Juli 2016, online abrufbar unter: <http://www.sozioologie.de/de/aktuell/flucht-debatte.html>, letztes Abrufdatum: 5.1.2017.
- Diekmann, Kai (2016): Geisteswissenschaften. Die Gesellschaft der Daten, in: Süddeutsche Zeitung vom 25.9.2016, online abrufbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/geisteswissenschaften-die-gesellschaft-der-daten-1.3178096>, letztes Abrufdatum: 22.12.2016.
- Gregor, Anja (2013): Von Vielfalt und Einseitigkeit, in: Soziale Welt 64, S. 223-226.
- Nassehi, Armin (2012): Mehr Einseitigkeit, bitte! Beitrag zum SozBlog der DGS am 8.11.2012, online abrufbar unter: <http://soziologie.de/blog/2012/11/mehr-einseitigkeit-bitte/>, letztes Abrufdatum: 21.12.2016.
- Schmitt, Laila (2015): Die DGS auf dem richtigen Weg? Bericht vom 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 6.-10. Oktober 2014 in Trier, in: Soziale Welt 66, S. 111-115.
- Schulze, Gerhard (2016): Deutscher Soziologiekongress. Bringschuld der Soziologie, in: Neue Zürcher Zeitung vom 24.9.2016, online abrufbar unter <http://www.nzz.ch/meinung/kommentare/soziologie-statt-quasi-soziologie-die-verteidigung-der-methodenhoheit-ld.118483>, letztes Abrufdatum: 22.12.2016.

Jana Fritsche
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München
jana.fritsche@soziologie.uni-muenchen.de

